

Zur Frage des Gebrauchs der Schriftsprache (Schluss)

Autor(en): **Brüderlin, Kurt**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **21 (1965)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420798>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gesang ist das vorn gebildete *r* unerläßlich, in rascherem Konversationston wohl wünschenswert, wenn es mit Geschmack angewendet wird; indes wird hierbei der Gebrauch des leichter hindurchschlüpfenden Kehl-*r* erträglicher sein als ein mühsam und unbeholfenes Rasseln mit dem Zungen-*r*.“ „Man kann es heute nicht besser sagen“, kommentiert ein Sprachgelehrter unserer Zeit. Also, schweigen wir.

Zur Frage des Gebrauchs der Schriftsprache

Von Kurt Brüderlin

(Schluß*)

Das Schriftdeutsche ist für den Deutschschweizer keine Fremdsprache; vielmehr machen jene Deutschschweizer, die sie niemals sprechen, erst etwas Fremdsprachiges aus ihr, spiegeln ihr Verhalten alsdann in verfehlten Vorurteilen über die deutsche Sprache überhaupt und verlegen sich selbst den Zugang zu wertvollsten Gütern der eigenen Kultur. Jede Sprache bedarf der Pflege, und diese Pflege ist Voraussetzung *alles* Geisteslebens, dessen Form die Sprache und in unserer Zeit sehr wesentlich die Schriftsprache ist. Wer eine Sprache niemals spricht, kann in ihr nicht leben und kann sie natürlich auch nicht richtig gebrauchen. Es liegt darum auf der Hand, daß ein Deutschschweizer, der die Schriftsprache nie spricht, sich, wenn er es doch einmal tun muß, nur unbeholfen in ihr auszudrücken weiß. Sein Unvermögen legt er dann aber nicht sich, sondern der Schriftsprache zur Last und versteigt sich dann zu den unsinnigen, bei uns immer wieder verbreiteten Behauptungen, Deutsch sei eine grobe, ungeschlachte Sprache oder — was gerade das Gegenteil besagt — eigne sich nur für gehobene, mehr oder weniger feierliche Aussagen, nicht aber für die trauliche, intime Unterhaltung. Das ist beides Unsinn. Jeder, der die Schriftsprache beherrscht, kann, wenn er will, und wenn

* Der Verfasser legt Wert darauf, die Begriffsbestimmung der *Fremdsprache* auf Seite 176 des letzten Heftes ganz unmißverständlich zu fassen. So soll es heißen: *Fremdsprache ist jede Sprache, die von einem nur mit seiner Muttersprache (der von ihm im Spracherwerbalter erlernten Sprache) Vertrauten auch bei ganz langsamer und deutlicher Ausdrucksweise ... in Satzbau und Wortschatz einfachster Aussagen nicht verstanden werden kann.*

er entsprechend erzogen wurde, sich leicht, elegant und farbenreich ausdrücken. Und daß ein Niedersachse aus der Gegend von Hannover und Lüneburg, der ein fast reines Schriftdeutsch spricht, unfähig sei, eine intime und trauliche Unterhaltung so gut zu führen wie ein Appenzeller oder Emmentaler in der Mundart, ist Köhlerglaube.

Neue Wörter — warum nicht deutsch?

Solche Mißachtung der Schriftsprache, begleitet von entsprechender Überschätzung mancher Fremdsprache, insbesondere des Französischen, entspricht keineswegs dem wirklichen Unterschied zwischen diesen Sprachen, sondern allein der Einstellung der meisten Deutschschweizer zu ihnen. Diese Einstellung kommt besonders deutlich zum Ausdruck in seiner Einstellung zum *Fremdwort*. Zweierlei ist hierbei zu unterscheiden, nämlich die Frage der Sprachschöpfung von jener der Verdeutschung. Der unerhörte Fortschritt auf den verschiedensten Gebieten kulturellen Schaffens bringt es mit sich, daß *keine* Kultursprache mit dem Sprachschatz auskommt, über den sie vor beispielsweise 200 Jahren verfügte. Die Unzahl der Entdeckungen und Erfindungen, die seither gemacht wurden, *mußte* benannt werden. Neue Wörter *mußten* erfunden werden; sie wurden und sie werden laufend erfunden. Lebendige Sprachvölker erfinden sie. Sie treiben *Sprachschöpfung*. Und auf ihre Schöpfungen sind wir alle angewiesen, und wir gebrauchen sie auch. Aber siehe da! Erfinden Franzosen, Angelsachsen oder Russen neue Wörter, so findet der Deutschschweizer das ganz natürlich, erfinden Deutsche ein neues Wort, so glaubt er, es bekämpfen zu müssen. Das Ergebnis ist unausweichlich: alles Neue darf nur fremdsprachlich benannt werden, die Zahl der Fremdwörter nimmt zu und die deutsche Sprache, ob Schriftsprache oder Mundart, entwickelt sich zu einem fortschreitend übleren Kauderwelsch. Die Beispiele sind zu bekannt, als daß sie hier aufgezählt werden müßten.

Daß damit auch *Verdeutschungen* alter oder neuer Fremdwörter als unstatthaft empfunden werden, liegt auf derselben Linie und ist sachlich ebenso falsch. Da Angelsachsen zuerst Olleitungen legten, nannten sie sie sehr ungenau „pipeline“ (= Rohrleitung). Der Franzose machte daraus alsbald das viel zutreffendere „oléoduc“. Das ebenso zutreffende und dem englischen „pipeline“ daher überlegene deutsche „Olleitung“ aber wird hier einfach — außer von

der Bundesverwaltung — abgelehnt. Warum eigentlich? Das Ubel daran aber ist, daß diese Einstellung gegen deutsche Sprachschöpfung und gegen Verdeutschung nicht nur die Schriftsprache, sondern auch die schweizerdeutschen Mundarten überfremdet. Diese Einstellung trifft nicht nur — wie das Gefühl will — durch die Schriftsprache die mißliebigen Deutschen, sondern ebenso sehr unser Schweizerdeutsch. Ein wahrer Masochismus!

Wobei es in dieser Frage in der Bundesrepublik zudem kaum besser steht! Denn die Frage der Einstellung zum Fremdwort führte dort zu einer Spaltung selbst unter den Sprachfreunden. Von der „Gesellschaft für deutsche Sprache“, die sehr deutschschweizerisch über das Fremdwort zu denken scheint, spaltete sich ein „Verein für Sprachpflege“ ab, in dem sich die Fremdwortfeinde zusammenfanden. Muß das sein? Gibt es keinen *sachlichen* Gesichtspunkt, auf den man sich einigen könnte? Ich meine, daß das doch sehr einfach ist. Findet sich für ein Fremdwort ein neues deutsches Wort, das eben so genau wie dieses Fremdwort ist und sprachlich nicht wesentlich schwerfälliger, dann ist die Verdeutschung am Platze. Daß das neue deutsche Wort neu, damit noch ungewohnt ist und darum vielleicht auf unschöpferisch-konservative Gemüter anfangs „komisch“ wirkt, ist kein Einwand. Denn auch das englische oder französische neue Wort ist zunächst neu, damit ebenfalls ungewohnt und darum nicht weniger „lächerlich“ als das neue deutsche. Verdeutschungen dagegen, die merklich schwerfälliger als das Fremdwort sind, sollte man ablehnen, außer sie seien dafür genauer. Gegenüber dem Fremdwort ungenauere Verdeutschungen fallen außer Betracht. Im Zweifelsfalle geht die Verdeutschung vor. So halten es auch die Briten, Amerikaner, Franzosen, Russen usw. Weshalb sollten wir es anders halten?

Daß die bei uns heute übliche Zurücksetzung des Schriftdeutschen hinter den uns bekanntesten Fremdsprachen Französisch und Englisch auch unsere schweizerdeutschen Mundarten schädigt und das genaue Gegenteil eines Mundartschutzes ist, dürfte dem geneigten Leser ebenso klar geworden sein, wie daß die bei uns landesüblichen Einwände gegen die Schriftsprache, sie sei ungeschlacht, für das persönliche trauliche Gespräch ungeeignet und uns überhaupt fremd, nicht sie, sondern allein unsere Einstellung zu ihr treffen. Der Deutschschweizer, der das Französische und Englische beherrscht und sich im Gebrauch dieser Fremdsprachen heimisch fühlt, verdankt dies allein häufigem und liebevollem Gebrauch; liebevoller Gebrauch ist aber auch Voraussetzung da-

für, mit dem Schriftdeutschen auf gleichen Fuß zu kommen. Und das ist, weil es sich nicht um eine Fremdsprache, sondern um unsere Schriftsprache handelt, mit viel weniger Übung zu erreichen. Diese aber tut uns mehr not, weil es hier um unser Verhältnis zur *eigenen Kultur* geht. Darum sollten wir die Gelegenheiten, schriftdeutsch zu sprechen, nicht minder nützen als jene, französisch und englisch zu sprechen. Beiläufig brächte das uns den Vorteil, im Umgang mit Menschen, die zwar Schriftdeutsch, nicht aber Schweizerdeutsch sprechen, den Anstand wahren zu können, wie wir im Ausland ja auch erwarten, im Gespräch mit Einheimischen die *Schriftsprache des Landes* und nicht eine uns unverständliche örtliche Mundart zu hören.

Seit der erste Teil des obigen Aufsatzes erschienen ist („Sprachspiegel“ 6/1964, S. 173 ff.), ist uns im „Nebelspalter“ folgendes unter die Augen gekommen (Hanns U. Christen: Möchten Sie Basels Verkehr leiten?):

Ich muß freilich beifügen, daß der Posten des Verkehrsdirektors in Basel kein Schlegg ist. Er steht nicht nur im Kampf gegen die widerstrebenden Fremden, sondern auch mit der Mentalität der eigenen Stadt. Der Hinweis im Inserat „Deutsch . . . evtl. weitere Fremdsprachen“ ist nicht von ungefähr. Nur eine bescheidene Handvoll Leute in Basel sind willens und in der Lage, auf eine schriftdeutsche Frage auch eine schriftdeutsche Antwort zu geben. Die übrigen antworten baseldytsch, in der Annahme, daß solches auch von Gästen aus Washington, Hamburg, Rotterdam, Villeneuve-les-Avignon und Salzburg mühelos verstanden wird.

Nur in Basel?

Herzliche Glückwünsche

Emil Balmer zum 75. Geburtstag

Am 15. Februar wurde unser Ehrenmitglied, der Berner Schriftsteller Emil Balmer, 75 Jahre alt. Er stammt aus dem Städtchen Laupen an der Sense, die dort die Grenze gegen den Kanton Freiburg bildet, stand in Bern im Postdienst, wanderte viel im Bernerland und darüber hinaus, namentlich in dem Gebiet längs der Sprachgrenze. In einem seiner ersten Bücher, 1923 erschienen, hat er von Land und Leuten „hinter der Egg“ am Gantrisch im Schwarzenburger Ländchen berichtet, später vom Simmental, dann hat er im „Bund“ von seinen Besuchen bei den Walsern im Piemont erzählt, namentlich in Alagna und Gressoney, wo er herzliche Freundschaften pflegte. 1949 ist daraus ein prächtiges Buch geworden. Kraftvoll und feinfühlig hat sich Emil Balmer stets für die altbernische, walserische, deutschschweizerische Eigenart und Mundart eingesetzt und damit auch für die deutsche Sprache, im gleichen Geist wie sein Freund Professor Otto v. Greyerz. — Unser viele, Bekannte und Unbekannte, fühlen sich Ihnen herzlich verbunden, verehrter Herr Balmer!